

Mönche
die nicht
schweigen
dürfen



Oberdeutsche und österreichische Provinz

Der josephinische Klostersturm und die bald darauf einsetzenden Kriegswirren haben im Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie das dominikanische Leben nicht ganz vernichtet. Doch die wenigen übriggebliebenen Ordensangehörigen waren eigentlich nur noch dem Namen nach Dominikaner. Nicht nur, daß jede Verbindung mit der Ordensleitung in Rom fehlte, auch untereinander hatte jeder Kontakt aufgehört. Erst nach dem Konkordat 1855 gelang es, die versprengten Reste zu sammeln und sie 1857 in der „Reichsprovinz“ zusammenzufassen. Zu ihr gehörten die Klöster in Böhmen, Mähren, Ungarn und Österreich; hier waren die Häuser in Wien, Graz, Friesach und Retz noch erhalten geblieben. Der jungen Provinz war ein beispielloser Aufschwung beschieden. 1855 wurden in Österreich-Ungarn noch 40 Dominikaner gezählt; 1861 aber waren es bereits 95. Anfangs halfen beim Aufbau italienische Mitbrüder aus. So kam 1856 der spätere Kardinalbischof Guidi nach Wien und übernahm an der Universität den neu errichteten Thomaslehrstuhl; dieser Lehrstuhl sollte immer einem Dominikaner übertragen werden. Doch nur bis 1868 konnten die Dominikaner denselben halten; der scharfen gegen das Konkordat gerichteten Propaganda jener Jahre fiel die thomistische Lehrkanzel zum Opfer. In Graz erzog der italienische Pater Thomas Anselmi die heranwachsende Generation im Geist der strengen Observanz. Bald konnte die Provinz Mitbrüder nach auswärts schicken; in Krakau, Galizien und Polen, ja selbst in Petersburg wirkten die Dominikaner der Reichsprovinz; diese stand auch Pate bei der Gründung der ersten norddeutschen Niederlassungen. Als 1889 die theologische Fakultät an der Universität Freiburg in der Schweiz dem Dominikanerorden zur Betreuung anvertraut wurde, stellte die Reichsprovinz gleich drei Patres als Professoren zur Verfügung. Diese Tradition wurde bis heute fortgesetzt. Auch für die Ordenshochschule in Rom konnte die Provinz immer wieder begabte Lehrer freistellen, ein beredtes Zeugnis für den Ernst, mit der die alte Provinz ihrer wissenschaftlichen Verpflichtung nachzukommen versuchte. Aus der großen Zahl dieser Lehrer und Wissenschaftler sei hier nur einer angeführt: Pater Heinrich Suso Denifle, der unermüdliche Erforscher geistiger Strömungen und Einrichtungen des Mittelalters. Von den Seelsorgern muß vor allem auf das „steirische Orakel“, P. Hyazinth Schönberger, hingewiesen werden. P. Hyazinth führte in der Steiermark die Volksmission ein.

Gleichsam als Anerkennung für den großartigen Aufschwung der Reichsprovinz wurde auf dem Generalkapitel zu Lyon 1891 der eben zum zweiten Provinzialat

berufene Andreas Frühwirth mit der Leitung des ganzen Ordens betraut. Nach einer Unterbrechung von 600 Jahren wurde damit der dritte Deutsche zum Ordensgeneral bestellt. Frühwirth leitete den Orden von 1891 bis 1904, dann war er Nuntius in München, 1915 wurde er Kardinal († 1934).

Das Ende der alten Monarchie berührte auch die Reichsprovinz. Die Böhmen hatten sich zwar schon früher zu einer eigenen Provinz zusammengeschlossen; jetzt strebten aber auch die Ungarn ihre Selbständigkeit an, die 1938 verwirklicht wurde. Die vier österreichischen Klöster Wien, Graz, Friesach und Retz wurden mit den von der Teutonia seit 1931 in Süddeutschland gegründeten Niederlassungen in Augsburg, München-Freimann und Freiburg/Breisgau am 2. Feber 1939 zur „Oberdeutschen Provinz“ vereinigt. Seit zwei Jahren heißt sie „Oberdeutsche und österreichische Provinz“. Zu ihrem ersten Provinzial wurde der frühere Bamberger Domprediger P. DDr. Marianus Vetter berufen, der in den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren die Provinz von 1939 bis 1958 leitete. Sein Nachfolger wurde P. Dr. Augustinus Gierlich von der norddeutschen Provinz. Seit Juni 1966 leitet P. Innozenz Varga die Provinz. Von den Folgen des Krieges waren vor allem Graz und Augsburg betroffen. In Graz mußte ein Teil des Klosters aufgebaut und für die völlig zerstörte altehrwürdige St.-Anna-Kirche ein neues Gotteshaus errichtet werden. In langwieriger Arbeit konnte schließlich die neue Fatima-Kirche vollendet werden. In Augsburg kam zum Wiederaufbau der zerstörten Wallfahrtskirche zum Heiligen Kreuz der Neubau eines Konventes. 1957 wurde dieser bezogen. Aus verschiedenen Gründen konnte die Provinz ihr Noviziat und Studienhaus nicht selber weiterführen. Der Ordensnachwuchs bereitet sich im Noviziat der Teutonia auf die Ordensaufgaben vor und erhält in Walberberg (Kreis Bonn) — als philosophisch-theologische Hochschule und Bildungsstätte wird dieses Studienhaus im deutschen Sprachraum sehr geachtet — seine wissenschaftliche Ausbildung.

Gegenwärtig zählt die „Oberdeutsche und österreichische Provinz“ 140 Mitglieder. 98 Patres sind in den verschiedenen Bereichen der Seelsorge tätig; 24 Brüder leisten in der Besorgung der Hausarbeiten wertvolle Hilfe und 18 Studenten stehen noch in der Ausbildung.

P. Isnard Frank, OP.

Zum Geleit

Es besteht ein tiefer Zusammenhang zwischen dem Wort „Mönch“ und dem Worte „Schweigen“; ein so tiefer, daß der Mönch in der allgemeinen Vorstellung als ein Schweigender lebt, daß die Mauern des Klosters gemeinhin eine Welt des Schweigens symbolisieren. Dieser Zusammenhang ist kein zufälliger, denn der Mönch, d. h. der Ordensmann, der hinter den Mauern bestimmter Klöster lebt, hat das Lebensziel, den Beruf gewählt, der Welt zu ersterben, um nur Gott zu leben; er hat sein Leben so auf Gott hin ausgerichtet, daß er nur noch den Mund öffnet, um zu Gott zu sprechen und ihn zu lobpreisen. So verstummt er darüber, er schweigt, wie Menschen schweigen, die etwas Tiefes erleben oder etwas Großes erkennen.

Auch der Orden des heiligen Dominikus hat dieses Ziel, diesen Beruf. Aber darüber hinaus ist es sein Anliegen, eben das im Schweigen Geschaute und Erkannte den anderen Menschen mitzuteilen und sie so teilnehmen zu lassen an den Früchten seines Studierens, seines Betens und seines Lebens. Die Predigt des Gotteswortes, die Mitteilung der Wahrheit ist seine höchste Aufgabe. Und so ist es den Dominikanern nicht nur gestattet, das Schweigen ihres gotterfüllten Lebens zu brechen, ohne gegen die Grundhaltung ihres Ordens zu verstoßen, sie haben das Sprechen von GOTT, von der WAHRHEIT zu ihrem Beruf gemacht; sie sind eben in diesem Sinne „Mönche, die nicht schweigen dürfen“.

von Anfang an um der Predigt und der Seelsorge willen gegründet worden. Deshalb müssen wir vor allem für unsere Mitmenschen durch die Verkündigung des Glaubens in Wort und Schrift dasein. Wir werden aber nur dann glaubwürdig predigen und lehren können, wenn wir nach dem Beispiel unseres Vaters Dominikus aus der Fülle des inneren Lebens mitteilen können. Dem dienen nach dem Willen des Ordensgründers: die Gelübde, die klösterlichen Bräuche, das Chorgebet und das stetige Studium.“ Da der Dominikanerorden ein Priesterorden ist, bekommt er vom Dienst am Altar her sein besonderes Gepräge. In den Gelübden findet die Anteilnahme am Opfer und an der Erlöseraufgabe Christi den persönlichen und subjektiven Ausdruck des einzelnen Ordensmannes. In der Verwirklichung dieser Idee besteht das Streben nach Heiligkeit.

Die verschiedenen Wege in der Kirche

Bedeutet „Streben nach Heiligkeit“ auch im letzten immer: „Gott ähnlich werden und Christus nachfolgen“, so gab es doch in der Geschichte der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch verschiedene Wege, dieses Ideal zu erstreben. Zu verschiedenen Zeiten wurde jeweils ein bestimmter Typus des Heiligen als kennzeichnend und vorbildlich empfunden. War es etwa in der Urkirche der Martyrer, so in der ausgehenden Antike der Einsiedler, später der kontemplative Mönch. Wir dagegen fühlen uns besonders angesprochen durch den Heiligen, der sich in der Welt und an der Welt bewährt. Das Leitbild des Ordensmannes, das Dominikus vor Augen hatte, stellt in der Entwicklung des Heiligkeitsideals in der Kirche eine Wende dar.



Das neue Ideal des hl. Dominikus

Für den Dominikaner gibt es kein isoliert verstandenes „Rette deine Seele!“ Es ist ihm bewußt, daß nur der seine Seele retten kann, der in Christus und mit Christus auch zum Retter seines Nächsten wird.

Das dominikanische Apostolat sieht nicht nur das Heil des Nächsten, sondern auch in der apostolischen Tätigkeit die Selbstheiligung dessen, der sich um den anderen bemüht. Unter diesem Gesichtspunkt bekommen seit Dominikus das Kloster und seine Gebräuche eine neue Bedeutung. Die Abgeschiedenheit und Sammlung dienen nicht mehr einzig und allein dem Gebet und dem Opfer — sie beziehen sich mittelbar auf die Verkündigung und die Seelsorge.

Der Weg des hl. Dominikus

Das Leitwort seines Ordens ist: *Contemplari et contemplata aliis tradere* — das innen, das im Innenraum Geschaute den Menschen mitteilen. Dazu sollen helfen: das Sicheinordnen in eine Gemeinschaft, eine schlichte Lebensweise, der gemeinsame Besitz, der Verzicht auf Ehe und Familie aus Freundschaft zu Gott, das gemeinsame Beten und ganz besonders das Studium. Das alles dient dem Heil der Seelen. Dominikus vereinigt in seiner Ordensgründung zwei Traditionen: die eine ist die monastische, die klösterliche. Aus der Sehnsucht nach der Einsamkeit und nach der ganzen Hingabe an Gott waren die Menschen in die Wüste gegangen — ähnliches finden wir ja auch in anderen Religionen und Kulturen. Aus den Einsiedeleien entwickelten sich kleine Siedlungen, die Urform der Klöster. Benedikt gab dem Mönchtum des Abendlandes seine feste Form und Regel. Die andere Tradition geht auf den heiligen Augustinus zurück: es ist die der festen Gemeinschaft der Priester



und Kleriker. Im Hochmittelalter waren es vor allem die Prämonstratenser; ihr Orden ist in etwa eine Vorstufe des Dominikanerordens. Waren die Prämonstratenser aber an ihr Kloster und ihre Propstei gebunden und übten von dort ihre Seelsorge aus, so geben Dominikus und Franziskus der Seelsorge einen größeren Spielraum. Die mönchische Lebensweise soll zwar nicht aufgegeben werden, aber die starre Bindung des Ordensmannes an ein einziges Kloster wird wegen der Seelsorge gelöst. Im 16. Jahrhundert finden wir dann bei den Jesuiten zum ersten Male eine Ordensform, die auf die mönchischen Observanzen, z. B. auf das Chorgebet, verzichtet, um ganz für die Seelsorge frei zu sein.

Der Vater der Predigerbrüder

1216 erhielt Dominikus vom Papst Honorius III. seinen „Orden der Predigerbrüder“ bestätigt. Dominikus war ursprünglich spanischer Chorherr. Ein ausgeglichener Mann, der Wissenschaft aufgeschlossen, zugleich aber klug und tatkräftig den Nöten der Menschen zugewandt. Er zeichnete sich aus durch die Kunst der Menschenbehandlung, durch Organisationstalent und diplomatisches Geschick. Sein Gerechtigkeitsinn und seine Sachlichkeit überzeugten um so mehr, weil er im Umgang mit den Menschen schlicht und freundlich war.

„Orden der Predigerbrüder“ ist der eigentliche Name der Dominikaner, deshalb auch die lateinische Abkürzung O. P. (ordo praedicatorum). Sie sollen das Wort Gottes verkünden: als Lehrer der Gebildeten, als Prediger der vielen, als Wissenschaftler in stiller Gelehrtenstube, im Zentrum der Kulturen und in der Einöde dunkler Erdteile. Seine Seelsorge geht um den einzelnen Menschen, wie er ist und wie er lebt. Er muß sich hineinversetzen können in das Denken und Fühlen der Menschen, ganz gleich, wie alt sie sind oder welchen Beruf sie haben. Um alle soll er sich kümmern, um die Christen — aber auch um jeden, der die Wahrheit und den Weg zu Gott sucht. Als Seelsorger soll er den Menschen ihren Weg zu Gott weisen, ihren Weg, nicht den seinen; den Weg, der durch die Mühen des Alltags zu Gott führt. Diesen Weg selbst zu kennen und dann die Menschen führen zu können — das ist die Aufgabe der Predigerbrüder.

Der Vater vieler Generationen

Wenn junge Männer in den Orden aufgenommen werden wollen, dann bitten sie in altüberlieferter Weise um das Gewand des Predigerordens: „Ich bitte um die Barmherzigkeit Gottes und des Ordens.“ Sie müssen sich frei entschieden haben, aus eigenem Entschluß kommen. Aber sie können diesen Schritt nicht tun, wenn Gott sie nicht vorher erwählt hat. Und auch der Orden — wenn er sich auch über den Mut und die Hingabebereitschaft der jungen Menschen freut — ist sich bewußt, daß er seinerseits die Bittenden beschenkt, wenn er sie in seine große und starke Familientradition aufnimmt.

Im ersten Jahre — dem Noviziatsjahr — wird der Novize mit dem Lebensstil, der Geistesrichtung und der Geschichte des Ordens vertraut gemacht. Er muß ja den Orden kennen, dem er sich später durch die Gelübde verpflichtet. Und er soll sich zu nichts verpflichten, was er nicht vorher gründlich kennengelernt hat. Er empfängt den Habit, sein Ordenskleid: das weiße Gewand als ständige Weisung, Bote des Lichts sein zu dürfen; den Gürtel als Zeichen der Bereitschaft; das Skapulier als Joch des Herrn — „Eine trage des anderen Last!“; die Kapuze als Haus der Sammlung; den schwarzen Mantel, die Kappa, als Zeichen und Gewand der Buße. Als Ordensmann ist er verpflichtet, sich des Dunkels der Welt anzunehmen. Dann beginnt die lange, vierjährige Probezeit, sie findet ihr Ende und ihren Höhepunkt in der Ablegung der feierlichen ewigen Gelübde.

Warum überhaupt Gelübde?

Allen Orden der Kirche ist es gemeinsam, daß sie ihre Gelübde — Gehorsam, Armut, Keuschheit — aus der Freundschaft zu Gott und der Hingabe an das Reich Gottes verstehen. Doch zeigen sich bei näherem Zusehen gewisse unterschiedliche Akzente.

Der Gehorsam des Benediktiners ist patriarchalisch ausgerichtet. Eine Abtei ist eine kleine Welt für sich, in der die Mönche, geführt vom Vater Abt, sich selbst zum Opfer für das Heil der Seelen läutern — durch Gebet und Arbeit, zurückgezogen von der Öffentlichkeit. Der Gehorsam des Dominikaners ist

stärker am Einsatz der aktiven Seelsorge orientiert. Schon Papst Honorius III. nennt die Dominikaner mit einem fast militärisch anmutenden Ausdruck „Vorkämpfer des Glaubens“. Die Vorgesetzten im Dominikanerorden sind keine Äbte, sind nicht so sehr durch das „Väterliche“ gekennzeichnet, sondern Prioren, Erste unter Gleichen; sie sollen über den Einsatz der Predigerbrüder entsprechend der Zeit und der Situation verfügen.

Der Gesichtspunkt der Seelsorge bestimmt auch die dominikanische Auffassung des Gelübdes der Armut: sie ist zwar auch für den Dominikaner eine asketische Übung, ein Mittel der Selbstheiligung — aber doch vor allem ein Freisein für die Aufgaben der Verkündigung, der Sorge für die Seelen. Noch einmal: es geht hier um Akzente, nicht um grundsätzliche Verschiedenheiten der Gelübde in den verschiedenen Orden. Diesen besonderen Akzent vom Dienst für die Menschen her sehen wir bei Dominikus: er übernahm die Forderung der Armut, weil auch die häretischen Bettelbewegungen, mit denen er sich zunächst auseinandersetzte, nicht zuletzt das aufwendige Leben der Kleriker zum Anlaß nahmen, um sich von der Kirche zu trennen. Im Äußeren paßte er sich ihnen an; dadurch beseitigte er die Vorurteile, die der Verkündigung des Glaubens entgegenstanden. Armut heißt für ihn nicht Bedürftigkeit, sondern jene schlichte Lebensart, die nicht mehr verlangt, als für die Arbeit erforderlich ist, und die das alles gewährt, was dieser Arbeit breiteren Erfolg verspricht.

Grundmotiv des Verzichtes auf die Ehe ist die Freundschaft mit Gott und die Sorge um sein Reich auf dieser Erde. Wie jede Freundschaft und wie auch bei der Liebe zwischen Mann und Frau ist dieses innige Verhältnis dem Blick und Zugriff des Dritten weitgehend verschlossen. Man kann nur einiges andeuten. Durch dieses Gelübde verschreibt sich der Mensch ganz und gar, mit Leib und Seele, Gott — seinem Schöpfer und Erlöser. Der Mann als Mann — die Frau als Frau. Das Gelübde bedeutet nicht einen Verzicht auf die geschlechtliche Eigenart. Es will und darf den Menschen nicht zu einem „neutrum“ machen. Wie die gottgeweihte Jungfrau dem Reiche Gottes durch ihre mütterliche Sorge dienen soll, so der gottgeweihte Mann durch seinen männlichen Mut, seine Tatkraft, seine väterliche Umsicht. Dieses Gelübde verdächtigt und entwertet auch nicht die Ehe, denn opfern kann nur, wer das schätzt, auf was er verzichtet. Freundschaft und Sorge um Gottes Reich —





das sind die Motive des Gelübdes. Es ist einsichtig, daß bei einem streng beschaulichen Orden der erste Faktor, bei einem Seelsorgeorden der zweite Faktor deutlicher ins Blickfeld tritt. Die Hingabe an Gott schließt immer Entsagung in sich ein. Das heißt: Distanz, freiwilliger Abstand — aber nicht: Ängstlichkeit und Prüderie.

Die Ausbildung des Dominikaners

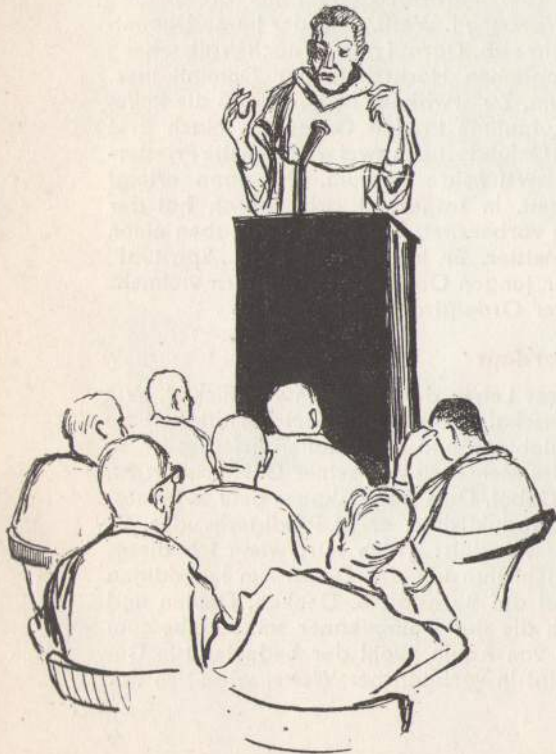
Nach dem einjährigen Noviziat (der Noviziatskonvent für die beiden deutschen Ordensprovinzen ist in Warburg i. Westf.) legt der junge Dominikaner die ersten Gelübde für drei Jahre ab. Darauf geht es nach Walberberg bei Bonn zur philosophisch-theologischen Hochschule der Dominikaner. Nun beginnt das eigentliche Studium. Zu erwähnen ist noch, daß die Reifeprüfung Vorbedingung für die Aufnahme in den Orden ist. Nach drei Jahren folgen die feierlichen ewigen Gelübde, nach zwei weiteren die Priesterweihe. Darauf folgen aber noch zwei Jahre Studium, erst dann erfolgt die erste Aussendung in die Arbeit. In insgesamt acht Jahren hat der Dominikaner sich auf seine Arbeit vorbereitet. Die Studenten haben einen eigenen Oberen, den Studenten-Meister. Er ist nicht so sehr „Spiritual“ oder persönlicher Seelenführer der jungen Ordensleute, sondern vielmehr Interpret des Ordensgeistes und der Ordenstradition.

Das Studium des Dominikanerordens

Der Dominikaner ist für sein ganzes Leben dem Studium verpflichtet. Wie in der Technik die abstrakte Wissenschaft und die stille Forschertätigkeit die Voraussetzung der Praxis, des ergiebigen und dauerhaften Erfolges ist, so ist auch hier, wo es um das Heil des Menschen und seiner Geschichte geht, eine gründliche Ausbildung erstes Gebot. Dem Dominikaner geht es keineswegs allein um wissenschaftliche Produktivität; er ist Predigerbruder. Er fühlt sich betroffen vom Wort des Apostels: „Weh mir, wenn ich dieses Evangelium nicht verkünde!“ Es geht ihm um den Dienst am lebendigen Menschen und nicht um den Dienst am Buchstaben. Denken, Deuten und Raten, das sind die Weisen, durch die der Dominikaner seine Liebe zum Menschen bewähren soll. Thomas von Aquin, wohl der bedeutendste Gelehrte des Dominikanerordens, zeigt in vorbildlicher Weise, wie nach der

Grundidee dieses Ordens Leben und Denken miteinander verschmelzen sollen. Päpste nannten ihn den „Doctor Universalis“, und Kardinal Bessarion sagte von ihm: „Er war der Gelehrteste unter den Heiligen, weil der Heiligste unter den Gelehrten.“ Thomas von Aquin begründet die Bedeutung der Wissenschaft für den Ordensmann mit folgenden Worten: „Das Ordensleben kann ausgerichtet sein auf das tätige und auf das beschauliche Leben. Unter den Werken des tätigen Lebens aber sind die wichtigsten jene, die

unmittelbar auf das Seelenheil hingeordnet sind, wie Predigen und anderes dergleichen. So kann auch die Pflege der Wissenschaft Aufgabe des Ordenslebens sein... als unmittelbare Hilfe für die Beschauung, indem sie dem Verstande Licht gibt. Denn das beschauliche Leben, wie wir jetzt davon sprechen, ist in erster Linie ausgerichtet auf die Betrachtung der göttlichen Dinge, in welcher der Mensch auf die Betrachtung des Göttlichen hingelenkt wird... Die Pflege der Wissenschaft ist einem Orden, der zur Predigt und zur Erfüllung ähnlicher Aufgaben gegründet worden ist, unerlässlich. Deshalb sagt der Apostel (Titus 1,9) vom Bischof, zu dessen Amt dergleichen Tätigkeiten gehören: ‚Er soll festhalten an dem Wort, das der Lehre entsprechend bewährt ist, damit er imstande ist, in der gesunden Lehre zu unterweisen und die Widersprechenden zu überführen.‘“ (Summe der Theolo-



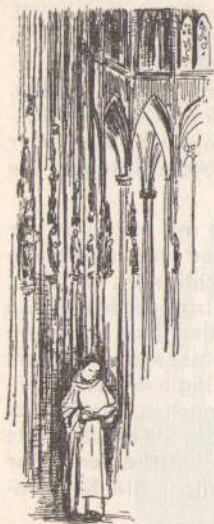
gie II-II 188, 5). Im Studium werden die Sachgebiete sorgfältig erarbeitet, die den Dominikaner für seine spätere Aufgabe ertüchtigen. Das Studium der Philosophie dient nicht nur dem Rückblick auf philosophische Denkrichtungen der Vergangenheit. Vor allem soll die Philosophie erkunden, wie sich die Wahrheit der Dinge verhält. Zudem ist sie unerlässliches Hilfsmittel für die eigentliche theologische Arbeit. Zur Philosophie zählen unter anderem die Geschichte der geistigen Strömungen, die Psychologie und die Logik.

Die Theologie folgert aus den Prinzipien des Glaubens mit der Kraft der Vernunft. Sie ist eine vom Glauben erleuchtete, nicht aber eine irrationale Wissenschaft. Es geht ihr um das Wichtigste, um den Wichtigsten: um Gott. Um Gott, der sich offenbart hat, und um Gottes Heilsgeschichte. Diese Wahrheit öffnet sich nur dem Hingegebenen, dem Betenden. Das hat schon Dionysius Areopagita erkannt. Er schreibt über die lebensspendende Kraft der höchsten Wahrheit, der Weisheit aus Gott: „Die Theologie ist der Angelpunkt aller Bestrebungen, die das Dasein lebenswert machen. Sie ist das Mark der Völker und das innerste Mark ihrer Lebenskraft. Sie ist die letzte Verteidigungslinie, auf der sich die großen Geschehnisse entscheiden.“ Zur theologischen Ausbildung gehören die Bibelwissenschaften, die Kirchengeschichte und die Lehre von der Wortverkündigung.

Für viele Studenten schließt sich ein Fachstudium für das Lektorat (die Professur an den Hochschulen des Ordens) an. Manche werden auch zu weiteren Studien auf in- und ausländische Universitäten geschickt, sofern ein spezielles Wissensgebiet dieses angeraten sein läßt.

Maß und Ordnung sind Richtschnur im Alltag

Die Bräuche des mönchischen Lebens sind nicht Selbstzweck. Sie wollen ein Klima, eine Umwelt schaffen, die dem Geist der Gelübde, der Sammlung in Gott und der Freude an der Wissenschaft dienen. Vor allem das Schweigen dient der Konzentration. Es macht aufmerksam auf Gott und bildet den Raum, in dem das Wort der Verkündigung reifen kann. Es ist kein menschenfeindliches Schweigen, sondern ein Schweigen der Liebe. Die innere Sammlung will das Leben „verdichten“. Die Abgeschlossenheit soll nicht von der



Welt trennen, sondern jenen Abstand bilden, der es erlaubt, die Welt tiefer zu deuten und ihr wesentlicher zu helfen.

Im klösterlichen Leben ist Sakrales und Profanes, Feierliches und Alltägliches merkwürdig ineinander verflochten. Was der Alltag fordert, wird aus dem Geist des Dienens getan. Aber dieses Dienen versteht sich als Gottesdienst und wächst aus dem Geist des Gebetes. In manchen alten Abteien lag das Refektorium, in dem die Mönche ihre Mahlzeit einnahmen, im Quadrum gegenüber der Kirche. An hohen Feiertagen wurden beide Türen geöffnet, so daß der Abt dem Tabernakel gegenüber saß. Damit wurde das Mahl auf das Abendmahl des Herrn mit seinen Jüngern bezogen, zugleich aber auch in symbolische Nähe zu der morgendlichen Eucharistiefeier gerückt. An diesen alten Brauch erinnert es, wenn heute in einem Dominikanerkonvent die Mahlzeit von einem Gebet umrahmt wird, das an das Gastmahl der himmlischen Herrlichkeit gemahnt, und wenn der Konvent nach dem Essen in die Kirche zieht, um vor dem Aller-

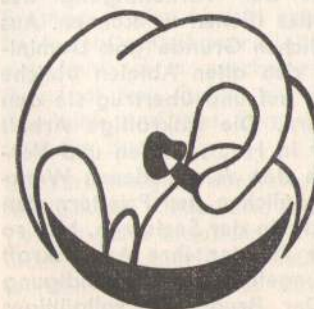
heiligsten zu beten: „O heiliges Gastmahl . . .!“ Im Refektorium sitzen die Dominikaner während der Mahlzeit in der Reihenfolge ihres Ordensalters. Die Jüngsten werden zuerst bedient, der Prior an letzter Stelle. Während des Essens hört die Gemeinschaft der Tischlesung zu. Als Tischlektüre werden nach einem einleitenden Schriftwort allgemeinbildende Bücher vorgelesen.

Jeder Tag kennt auch die „Rekreation“, die gemeinsame Erholung. Außerdem steht es dem Einzelnen oder der kleineren Gruppe frei, soweit es ihre Zeit erlaubt, sich eine besondere Weise der Freizeitgestaltung zu wählen. Wer will, kann sich der Musik, der Literatur oder dem Sport widmen. Wie der Sport neben der Freude der körperlichen Ertüchtigung dient, so hilft auch gerade die Beschäftigung mit der zeitgemäßen Kultur der Seelsorge. Denn in den geistigen Strömungen der Zeit spiegelt sich der moderne Mensch selbst.

Gemeinsames Beten

Der Mensch steht nicht nur als Einzelner, sondern auch in der Gemeinschaft der Familie vor Gott. Darum bevorzugen die Dominikaner das Chorgebet. Die Zeremonien sind leibhaftige Zeichen der inneren Gesinnung: Tat des Geistes und zugleich Gebärde, das heißt, ehrfürchtiges Spiel des Ausdrucks. Die Liturgie, vor allem die Psalmen, sind gleichsam kostbare Gefäße, in deren Spiegelung die Betenden Not und Freude des Tages einfangen. So werden die alten Formeln täglich neu und einmalig wieder zum Leben erweckt. Nicht nur die Not und Freude der Gemeinschaft — im Chorgebet macht sich der Religiöse zur Stimme der Welt, zur Stimme ihrer Dankbarkeit, ihrer Sorge und ihrer Angst.

Um die Stellung der Liturgie im dominikanischen Leben recht zu verstehen, müssen wir berücksichtigen, daß der heilige Dominikus weder einen Verein privater Beter noch eine Akademie von Lehrern gründete, sondern einen Kanonikerorden mit apostolischem Auftrag. Der Kanoniker ist wesentlich Kleriker und als solcher zum öffentlichen Kult bestellt. Im Dominikaner wird der Christ durch den Chorreligiösen und der Chorreligiöse durch den Predigerbruder näher bestimmt. Der heilige Kult steht an sich seinem Wert nach über der Predigt und dem Studium. Die Gottesliebe ist die vorzüglichste Tat des Willens, das Gebet die vornehmste des Geistes, das gottweisende



SEELSORGE

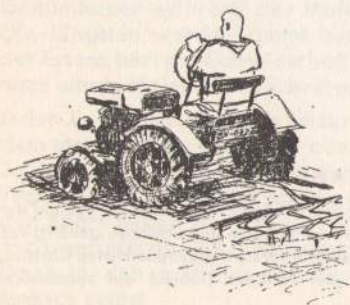
Der nach oben geöffnete Mensch — im Symbol der Schale — wird umfassen und umsorgt, genährt von dem sein Herzblut verschwendenden Hirten Christus, im Symbol des Pelikans (fußend auf spätantiker Fabel).

Zeichen die edelste Gebärde des Leibes. Wie aber die gleiche Liebe, die Gott liebt, zuzeiten das Gebet unterbrechen muß, um dem Nächsten in seiner Not zu helfen, so beschränkt die Pflicht der Glaubensverkündigung die Entfaltung der dominikanischen Liturgie.

Der organische Aufbau der dominikanischen Idee erweist sich in der Beziehung, die zwischen der Liturgie, der Seelsorge und dem Studium waltet. Schon der heilige Petrus nennt das Gebet eine besondere Pflicht des apostolischen Amtes: „Wir wollen ganz dem Gebet und dem Dienst des Wortes obliegen.“ Das liturgische Gebet ist ein apostolisches Gebet, das den betenden Menschen mit dem Lob, dem Dank und der Bitte der ganzen Kirche betraut. Weil die apostolische Verkündigung nicht nur Überzeugung wecken soll — wie die weltliche Rede — sondern übernatürlichen Glauben, ist die Bitte zu Gott, dem Vater des Lichtes und der Erleuchtung, ihre wesentliche Vorbedingung. Der Prediger zuerst, aber auch der Hörer bedarf der Gnade, wenn der Same des göttlichen Wortes Wurzeln schlagen, in Erkenntnis aufblühen und Frucht der Liebe treiben soll.

Die Helfer der Priester

Das Wort Gottes zu verkünden, ist ein schwerer Auftrag. Und dieser Auftrag erfordert den ganzen Menschen mit seiner vollen Arbeitskraft. Schon in der Apostelgeschichte hören wir, daß die Apostel Helfer suchten, um selbst ungehindert der Verkündigung des Wortes Gottes dienen zu können. Aus einem ähnlichen Grunde gab Dominikus die in den alten Abteien übliche Handarbeit auf und übertrug sie den Laienbrüdern. Die tatkräftige Arbeit der Brüder in Haus, Garten und Verwaltung, in den verschiedenen Werkstätten ermöglichen den Priestern den vollen Einsatz in der Seelsorge. Nur so können die Priester ihre Arbeitskraft und Zeit ungeteilt der Verkündigung widmen. Der Bruder ist vollgültiges



Mitglied des Ordens, auch er bindet sich wie die Priester durch die feierlichen Gelübde. Wenn er auch auf die Weihe verzichtet, so hat er doch mittelbar Anteil an der Tätigkeit der Priester. Oft genug kann er durch Wort und Rat helfen, etwa als Pförtner des Klosters oder als Katechet in der Mission.

Die Vielfalt der Tätigkeit

Neben der wissenschaftlichen Lehrtätigkeit steht gleichwertig die Predigt. „Sie ist ein furchterregender Auftrag: Gott verlangt von seinem Verkünder, daß er in menschlichen Worten seinem Sohn noch einmal Gestalt gebe, damit er wirksam werde in menschlichen Herzen.“ Die Dominikanerkirchen sind nicht so sehr Pfarr- denn Predigerkirchen. Aber der Dominikaner ist nicht an seine eigene Kanzel gebunden. Er ist gleichsam von Natur auch Wanderprediger, heute vor allem als Volksmissionar oder Exerzitienmeister. — Christus, Urbild und Meister der Prediger, hat nicht nur in Gotteshäusern gesprochen. Er säte das Wort, wo sich Gelegenheit bot. Er sprach vom Boote aus oder auf dem Marktplatz, auf dem Berge und unterwegs. Er sagte: „Was euch ins Ohr geflüstert wird, das ruft von den Dächern!“ (Mt 10, 27). So mag es der Absicht entsprechen, wenn heute der Dominikaner alle Mittel der Technik sich dienstbar zu machen versucht, um der Botschaft Jesu Gehör zu verschaffen: den Rundfunk und das Fernsehen, die Presse und das Buch.

Die Verkündigung der Gottesbotschaft gehört im Motiv, im Vollzug und in der Wirkung der Ordnung des Glaubens an. Sie kann darum nicht mit nur natürlichen Maßstäben bemessen werden. Gott steht es frei, auch eine — menschlich gesprochen — schlechte Rede zur



heiligen Saat werden zu lassen. Unbeschadet dieser Tatsache ist es für den Verkünder Pflicht der übernatürlichen Klugheit, der Ehrfurcht vor Gott, vor dem Hörer und vor dem Geheimnis des Glaubens, die Botschaft in einer zeitnahen Form sorgfältig zu erarbeiten.

Moderne Verkündigung

In der jeweiligen Art der Verkündigung zeigt sich, daß die Kirche, der Mystische Leib Jesu Christi, dem Baugesetz der geschichtlichen Entwicklung unterworfen ist. Zwei wesentliche Merkmale kennzeichnen dieses Baugesetz: einmal ist da die Grundstruktur, die Substanz — sie ist zu allen Zeiten unveränderlich. Es ist immer der eine Mystische Leib Jesu, der alle Jahrhunderte hindurch mit sich identisch ist. Das ist das erste Merkmal. Zugleich aber muß dieses Wesen in jeder Epoche, ja sogar in jedem Christen, seine art- und zeitgemäße Gestalt finden, lebendig werden.

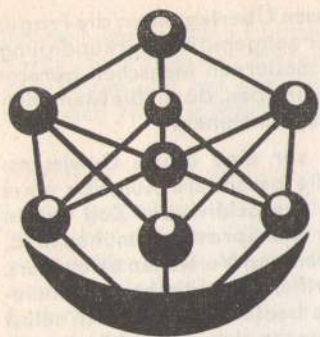
Wenn man das anerkennt, dann macht man keine Zugeständnisse an den Zeitgeist oder den Zeitgeschmack. Es heißt vielmehr, auf die Grundkonzeption des Mystischen Leibes eingehen. Gerade in den Abwandlungen zeigt sich die Lebendigkeit und Fruchtbarkeit des Hauptes dieses Mystischen Leibes und die Wirksamkeit des Heiligen Geistes, der diesem Leibe das göttliche Leben gibt und erhält. Richtig verstanden offenbart jede christliche Epoche, ja, jeder einzelne Christ in seiner christlichen Eigenart die Lebenskraft Jesu in einer besonderen, bis dahin noch nicht offenkundigen Spielart. — Wie das Denken einer Zeit verschieden ist von vergangenen Zeiten, so auch die Sprache und der Stil der Verkündigung.

Denn die Eigenart, die besondere Aufgabe und Not jeder Epoche bringt es mit sich, daß die Menschen dieser Zeit einer bestimmten Seite der einen, ewigen Wahrheit besonders bedürftig sind. So zeigt auch die bildende Kunst und die Malerei der christlichen Jahrhunderte eine perspektivenreiche Abwandlung des Christusbildes; sie bevorzugt in ihrer Darstellung bald den apokalyptischen Herrscher, bald den Schmerzensmann, bald den schöpfungsfrohen Erlöser der Welt. Diese verschiedenen Weisen der Darstellung des Herrn zeigen viel von der Denkweise, der Situation und dem religiösen Bedürfnis des Künstlers und seiner Zeit.

Für den Priester unserer Zeit ergibt sich aus diesen Überlegungen die Frage: Wie muß die Sprachform und das Stilkleid einer zeitgemäßen Verkündigung heute beschaffen sein, um dem Anspruch des modernen Menschen gerecht zu werden — wie muß ich predigen, reden und schreiben, damit die Menschen heute die ewige Wahrheit Gottes verstehen und annehmen?

Diese Frage stellt den Prediger und Lehrer vor eine ernste Gewissensforschung. Es leuchtet ein, daß es darum die besondere Aufgabe eines Predigerordens ist, sich hineinzudenken in die Perspektive der Zeit und in ihre besonderen Probleme, und daß er sich um eine Sprache bemühen muß, die dem Zuhörer gemäß ist und ihm das Zuhören und Verstehen erleichtert. Denn eine Predigt, die sich weltfremder Begriffe, altmodischer Formulierungen oder durch Mißbrauch entstellter Worte bedient, beraubt sich selbst ihres Erfolges. Es ist niemandem damit gedient, wenn sich die Verkündigung begnügt, gleichsam neugotische Machwerke mit angeklebten, modernen Problemattrappen aufzuführen. Mag in solchen „Gotteshäusern des Wortes“ auch der wahre Glaube seinen Tabernakel haben; der moderne Mensch wird sich in ihnen nicht „zu Hause“ fühlen!

Die deutschen Ordensprovinzen haben sich einen Namen gemacht auf dem Gebiet der Sozialethik. Aus der wissenschaftlichen Forschung ergab sich die praktische Arbeit in vielfältiger Form: Gespräche zwischen Arbeitnehmern und Arbeitern, Konferenzen mit Führungsgremien der Wirtschaft, Schulung von Gewerkschaftern. Die Dominikaner erwarben sich gerade durch ihre Fachkenntnis auf diesem Gebiet und durch ihre Neutralität Vertrauen. Dafür bietet die fruchtbare Tätigkeit des Walberberger Institutes einen erfreulichen Beweis. — Ein anderes Beispiel für die soziale Sorge ist der belgische Dominikanerpater Pire, der Friedensnobelpreisträger von 1959. Er, der anerkannte Wissenschaftler, hat ein Werk tätiger Hilfe aufgebaut, das die Augen der Welt auf sich zog. Auch er ist ein Zeichen, daß Wissenschaft und Leben einander nicht auszuschließen brauchen. — Über der Arbeit in der Heimat darf nicht vergessen werden, daß sich die Dominikaner auch der Heidenmission verpflichtet fühlen. Jede Ordensprovinz hat einen ihr zugewiesenen Missionsbereich. Die deutschen Dominikaner missionieren, unterstützt von opferbereiten Schwestern, auf Formosa und in Bolivien.



MENSCH UND TECHNIK MODERNER ZEIT

Der nach oben geöffnete Mensch — Symbol der Schale — erfährt auch die Technik — im Symbol einer Atom-Struktur.

Spannungsmomente

Die dominikanische Ordensidee ist durch polare Spannungsmomente gekennzeichnet. Zunächst durch jene Spannung, die sich durch die Verbindung des klösterlichen Lebens mit dem offenen Feld der Seelsorge ergibt. Der Dominikaner soll als Seelsorger in der Welt, als Chorreligiöse im Kloster zu Hause sein. Er nimmt die Sorge um die Seelen mit in seine Zelle, und die Sehnsucht nach der heiligen Liturgie soll sein Rückhalt in der Welt sein. — Er, der in den Augen der anderen nicht selten als „Intellektueller“ gilt, empfing als Erbe seines Ordens das schlichte Rosenkranzgebet. An den großen Dominikanern fesselt immer wieder ihre Fähigkeit, groß und klein, arm und reich in gleicher Weise zugetan zu sein.

So sehr der Orden eine festgefügte Gemeinschaft ist, so liegt ihm doch andererseits viel daran, der Individualität, der Originalität und der persönlichen Initiative des Einzelnen einen angemessenen Raum zu geben. Der Geist des Ordens will jeden Dominikaner prägen, aber er will nicht schematisieren. Der Dominikaner weiß, was er der Tradition seines Ordens schuldet. Aber er weiß auch, daß er dem Erbe nur dann gerecht wird, wenn er es in neuen Möglichkeiten anlegt.

Der Dominikanerorden ist demokratisch aufgebaut. Die Konvente wählen ihre Prioren. Die Prioren den Provinzial der Ordensprovinz. Die Provinziale den Generalmeister des Predigerordens. Jedes Amt im Orden ist zeitlich befristet: das Priorat auf drei Jahre, das Provinzialat auf vier Jahre, das Amt des Generalmeisters auf zwölf Jahre. Diese demokratische Struktur steht in glücklicher Spannung zu der strengen Bindung, die der Dominikaner durch die Gelübde auf sich genommen hat. Hier wäre auch zu erwähnen, daß der Dominikaner Gehorsam „gemäß der Regel“ verspricht. Das heißt, die Befehlsgewalt der Oberen ist weder bedingungslos noch schrankenlos. Denn beide, der Obere wie der Untergebene, sind an das Maß der gleichen Regel gehalten.

Die drei Zweige des Dominikanerordens

Bisher war die Rede von dem Ersten Orden des hl. Dominikus. Es gibt aber auch noch Dominikanerinnenklöster, in denen sich die Schwestern in strenger Klausur einem beschaulichen Leben weihen. Sie wollen dadurch den Ersten Orden, die Priester und Prediger, unterstützen: durch Gebet und Opfer bitten sie Gott, daß das Wort der Verkündigung bereite Herzen finden möge. Diese Schwesternklöster mit strenger Klausur bilden den Zweiten Orden.

Von Anfang an bildeten sich an den Kirchen der beiden großen Bettelorden (Franziskaner und Dominikaner) fromme Bruderschaften. Aus ihnen entwickelte sich der Dritte Orden. Seine zweite Wurzel sind die „Militiae Jesu Christi“, eine Laienorganisation, deren Aufgabe es war, die Prediger zu beschützen.

Wir finden schon am Ende des 13. Jahrhunderts Frauengemeinschaften unter der Leitung von Dominikanern, die zwar das Ordenskleid trugen, sich aber nicht — wie die Dominikanerinnen des Zweiten Ordens — zu einem rein beschaulichen Leben in die Klöster zurückzogen; sie suchten vielmehr das klösterliche Leben mit dem tätigen zu verbinden, so die große Katharina von Siena. Aus diesen Frauengemeinschaften sind die vielen späteren Kongregationen von Dominikanerinnen entstanden, die in der Erziehung oder

Betreuung der Jugend, in der Krankenpflege oder in der Heidenmission arbeiten, die also dem Ersten Orden sehr ähnlich geworden sind, aber kirchenrechtlich zum Dritten Orden gehören.

Auch der jüngste Zweig am Baum des katholischen Ordenswesens fehlt in der großen Familie des hl. Dominikus nicht: die sogenannten Säkular-Institute. Ihre Mitglieder legen zwar wirkliche Gelübde ab, sie verzichten aber wegen der besonderen Bedürfnisse unserer Zeit auf die Ordenskleidung.

Alle, auch die alleinstehenden Laien des Dritten Ordens draußen in der Welt, haben den gleichen Auftrag, der für die ganze Familie des hl. Dominikus gilt: zu beten und sich unterrichten zu lassen, zu opfern und sich einzusetzen — für das Heil der Seelen.

Die Kirche Christi hat im Laufe ihrer Geschichte viele Ordensformen hervorgebracht. Gerade darin bewies sie ihren Ideenreichtum und ihre Formkraft. Es ist müßig, die einzelnen Orden gegeneinander auszuspielen, ebenso müßig, als wolle man etwa die Romantik gegen die Gotik, die Renaissance gegen die Moderne ins Feld führen. Freilich, es gab Orden, die nur aus zeitgebundenen Aufgaben zu verstehen sind. Andererseits zeigt sich gerade bei den großen Orden, daß sie so das Zeitliche mit dem Ewigen, das Dauernde mit dem Aktuellen zu verbinden wissen, daß sie für jede geschichtliche Situation von neuem bedeutsam werden. Auch wird es immer so sein, daß von den zum Ordensstand Berufenen der eine mehr in diesen, der andere mehr in jenen Orden die seiner persönlichen Eigenart gemäße Lebensweise finden wird. Die Vielfalt ist Merkmal der Fülle!



DER DOMINIKANERORDEN IN DEUTSCHLAND

Die schnelle Ausbreitung des Ordens

Die große Anziehungskraft des neuen Ordens entstand vor allem durch die Betonung und Wertschätzung des Studiums und der apostolischen Predigt. Beides kam dem Hunger nach Bildung und religiöser Belehrung, den wir in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts verbreitet finden, entgegen. Die beiden ersten Zentren des Ordens waren die beiden ersten abendländischen Universitätsstädte Paris und Bologna. Die erste Generation, die nach dem Tode des hl. Dominikus (1221) das Werk der Ordensgründung zu Ende führte, kam überwiegend aus den Kreisen der studentischen Jugend. Aus allen Ländern kamen junge Menschen an diesen Hochschulen zusammen; die Bildung und das Studium kannten noch nicht die Ländergrenzen späterer Jahrhunderte. Und gerade die jungen Menschen fühlten sich zu diesem neuen Orden hingezogen: sie wurden angesprochen durch das fortschrittliche Armutsideal, durch die Wertschätzung des Studiums der Philosophie und der Theologie. Seine große Aufgabe konnte Begeisterung erwecken: er wollte Prediger und Lehrer, Anwälte und Berater des Volkes heranbilden.

Der Orden in Deutschland

Ende des 13. Jahrhunderts gab es im Gebiet des ehemaligen deutschen Reiches schon etwa 120 Klöster des Dominikanerordens. Die Wurzel der Stärke des Ordens war eben seine damalige einzig dastehende Studienordnung. Jeder Konvent hatte tägliche Vorlesungen und Disputationen, die für alle verpflichtend waren. Zahlreiche Dominikaner dozierten an den Universitäten. In Köln waren meist ein Viertel der Professoren Dominikaner, in Löwen sogar über ein Drittel. Der erste Rektor der ersten deutschen Universität in Prag war der Dominikaner Johannes von Dambach (1348). Der größte Wissenschaftler, den Deutschland dem Dominikanerorden schenkte, war der heilige Albertus Magnus aus Laingen an der Donau († 1280). Er war der Lehrer des größten Theologen der Kirche, des hl. Thomas von Aquin (1224—1274).

Der Dominikanerorden und die deutsche Mystik

Es war weiter kein Zufall, sondern es entsprang vielmehr der Eigenart dominikanischer Gelehrsamkeit, daß sie zum Wegbereiter der Mystik wurde. Thomas selbst, der sich über die intellektuellen Grenzen der Theologie nach einem höheren Wissen über das Göttliche sehnte, war es, der diesem den Namen „Contemplatio“ gab. Darum betraute auch der Orden mit Vorliebe die Lektoren mit der Leitung der Frauenklöster. So „leitete“ Heinrich von Halle Mechthild von Magdeburg. Ihm verdanken wir, daß die ersten Offenbarungen des Herzens Jesu niedergeschrieben wurden. Der Einfluß des Ordens war so stark, daß die deutsche Mystik des 14. Jahrhunderts nicht nur überwiegend dominikanisch, sondern auch betont theologisch orientiert war. Eigenart dieser Seelenführung durch die Dominikaner war, daß sie in der Askese Maß hielt, allem Visionären mißtraute und überhaupt vor jedem Überschwang im geistlichen Leben warnte. Die großen Dominikaner der deutschen Mystik waren Meister Eckhart († 1327), Tauler († 1361) und Seuse († 1366).

Die Frömmigkeit des Volkes

Von der Mystik wurde auch die Volksfrömmigkeit geprägt, vor allem die Herz-Jesu-Verehrung und das Rosenkranzgebet. Den größten Anteil an der Verbreitung der Grundanliegen der deutschen Mystik besaß das 1418 geschriebene Predigtbuch für alle Sonn- und Feiertage des Dominikaners Johannes Herolt. Es wurde bis 1500 einundvierzigmal gedruckt. Nächste der Heiligen Schrift führt er immer wieder Worte der Mystiker an. Aus der kontemplativen Eigenart der dominikanischen Gebetshaltung entwickelte sich auch damals das Rosenkranzgebet. Die im Jahre 1475 von den Kölner Dominikanern gegründete Rosenkranzbruderschaft fand solchen Anklang, daß ihr in wenigen Jahren über eine Million Menschen beitraten. Selbst Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian schrieben sich ein.

Im Sturm der Reformation

Im 13. Jahrhundert hatten die Bettelorden den allgemeinen Abfall von der Kirche verhindern können, aber gegen den Sturm des 16. Jahrhunderts waren auch sie machtlos. Dort, wo die weltliche Macht, der Fürst oder der





Rat einer freien Stadt, zur Neuerung übergang, wurden die Klöster entweder mit Gewalt aufgehoben und enteignet, oder für „geschlossen“ erklärt und damit zum Aussterben verurteilt. In Frankfurt am Main haben die Dominikaner ein fünfundzwanzigjähriges Ausgeh- und Gottesdienstverbot überstanden, und in Straßburg lebten noch 1592 neun Dominikanerinnen in einem der alten Klöster zusammen, obwohl sie in jeder Woche die Predigt eines andersgläubigen Prädikanten über sich ergehen lassen mußten. In Dortmund hatte dieser Widerstand großen Erfolg; während der Weltklerus abfiel, haben die Dominikaner und Franziskaner die katholische Gemeinde der Stadt gerettet. In Köln waren es der Rat der Stadt und seine Universität, welche den katholischen Glauben bewahrten, und der dortige Konvent wurde zum Mittelpunkt der den Sturm überlebenden deutschen Dominikaner. Während die Ordensprovinz „Saxonia“ ihre Konvente bis auf sieben verlor, konnte die Ordensprovinz „Teutonia“ immerhin 41 Konvente halten.

Die Schwierigkeiten der nachreformatorischen Zeit

Während der katholischen Gegenreformation haben sich die erhalten gebliebenen deutschen Dominikanerklöster nicht mehr richtig erholt. Viele junge Männer, die früher zu den Mendikanten gegangen wären, traten jetzt in den neuen, sehr aktiven und zeitgemäßer erscheinenden Jesuitenorden ein. Während sich dieser nun auch in Deutschland systematisch aufbauen konnte, waren die dem Dominikanerorden verbliebenen deutschen Klöster nur mit der Hilfe ausländischer Patres mühsam zu halten. War die geniale und an sich auch überzeitlich gültige Idee des hl. Dominikus mit einem Mal nicht mehr zeitgemäß? Beides traf sicher nicht zu. Schon die Tatsache, daß der Dominikanerorden gerade damals eine neue Blüte in den romanischen Ländern erlebte, beweist das Gegenteil. — Gleichwohl hat der Orden auch in den romanischen Ländern die führende Rolle nicht halten können. Vielleicht kann man zwei Gründe nennen:

Die besondere Eigenart des Dominikanerordens war im 13. Jahrhundert die Betonung des wissenschaftlichen Studiums — er war weitgehend an der Blüte der Scholastik beteiligt — und der Predigt. Das war aber nun nicht mehr das ihm eigene Betätigungsfeld. Seine Idee war von anderen Orden

und besonders vom Weltklerus aufgenommen und verwirklicht worden. Dem Dominikanerorden war die Einmaligkeit des Anfangs verloren gegangen. Zweitens müssen wir uns an die bipolare Spannung des Ordens erinnern, an seine Verpflichtung, mit seinem apostolischen Einsatz die klösterliche Lebensform zu verbinden. Als im 14. und 15. Jahrhundert fast in allen Orden ein harter Kampf um die Observanz, die Regeltreue, entbrannte, konnte der Dominikanerorden zwar eine Spaltung verhindern und seine Einheit bewahren, aber gerade den Besten erschien es notwendig, vor allem das Klösterliche stark zu betonen, zumal die Zahl der Geistlichen in der Seelsorgearbeit wuchs und manchem das Heil der Menschen gesichert erschien. Der Orden wollte bewahren — und verlor seine Schlagkraft im apostolischen Einsatz nach draußen. Nun wurde die straffer organisierte und auch wendigere Gesellschaft Jesu die Vorhut, die erste Linie und die Stoßkraft der Kirche nach draußen.

Die deutsche Ordensprovinz vom 16. bis zum 18. Jahrhundert

Dem Historiker Nikolaus Paulus ist der Nachweis zu verdanken, daß die Dominikaner während der Reformation nicht versagt haben, daß sie nur — wie alle anderen bestehenden Orden — von dem ersten Sturm der Neuerung überrannt worden sind. Nikolaus Paulus kommt zu dem Urteil, daß während der Reformation keine andere religiöse Genossenschaft so zahlreiche und treffliche Vorkämpfer der Kirche auf literarischem Gebiet gestellt hat wie der Dominikanerorden.

Der Tiefstand wurde 1569 erreicht, als die „Teutonia“ nur noch 143 Mitglieder zählte. Erst als sich die neuen konfessionellen Fronten festigten, trat langsam eine Erholung ein.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren alle Klöster wieder voll besetzt. Die Konvente zu Köln und Wien bewahrten ihren theologischen Ruf. Aber einen überragenden Theologen finden wir — wie überhaupt im gesamten damaligen Deutschland — nicht mehr.

In der Säkularisation wurden viele Klöster aufgehoben. Die öffentliche Meinung hielt sie nicht mehr für zeitgemäß, und niemand wagte es, sie zu verteidigen.

Der neue Anfang

Die Patres, die in den Wirren der Säkularisation ihre Klöster verlassen mußten, wurden von den Bischöfen in den Pfarrklerus aufgenommen. Der letzte Pater der alten Provinz „Teutonia“ lebte noch, als die ersten Dominikaner wieder nach Deutschland kamen. Zwei Patres aus dem Elsaß, Thomas Hiß und Albert Zingerlé, begannen mit dem böhmischen Bruder Anton Nevezeral die Neugründung in Materborn bei Cleve. Das war im Jahre 1856. Im gleichen Jahre empfingen auch wieder die ersten Deutschen, Pater Dominikus Lentz in Österreich und Pater Ceslaus Graf Robiano in Frankreich, das Gewand des hl. Dominikus. Bittschreiben der Dominikanerterziaren aus Köln waren der Anlaß zu der Rückkehr der Dominikaner nach Deutschland.

Weil aber Materborn für einen Dominikanerkonvent zu abgelegen war, suchte man einen geeigneteren Ort. Im Jahre 1860 siedelte man nach Düsseldorf über. Bereits 1866 konnte Pater Ceslaus in Berlin-Moabit mit einer Neugründung beginnen. Dieses Kloster wurde deshalb bekannt, weil mit dem Sturm des Pöbels auf dieses Haus der Kulturkampf ausbrach. Die holländischen Dominikaner gewährten den deutschen Mitbrüdern Asyl, es kam in Venlo zur Gründung eines Konventes und einer Schule zur Heranbildung des Ordensnachwuchses aus Deutschland, des Collegium Albertinum. Erst mit dem Ende des Kulturkampfes konnte der Neuaufbau des Ordens in Deutschland richtig in Angriff genommen werden.

Die neue Provinz Teutonia

1895 wurde die offizielle Errichtung der wiedererstandenen Ordensprovinz „Teutonia“ durch den Generalmeister, den späteren Kardinal Frühwirth, vollzogen. In rascher Folge entstanden wieder die Konvente: 1887 in Düsseldorf, 1889 in Berlin, 1902 ein Konvikt für Ordensschüler in Vechta, aus dem 1908 die Ordens- und Missionsschule der deutschen Dominikaner hervorging. 1904 gab es wieder einen Konvent zu Köln, 1917 in Warburg in Westfalen, wo seit 1929 das Noviziat ist.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde der Ordensnachwuchs noch stärker. In Walberberg (zwischen Köln und Bonn) wurde 1926 ein Konvent gegründet,

der die Studenten der Philosophie in den drei ersten Studienjahren aufnahm: die theologischen Studien waren zunächst noch in Düsseldorf, kamen dann aber auch 1934 nach Walberberg. Weitere Konvente wurden errichtet in Worms (1925), in Mecklinghoven bei Recklinghausen (1932). Im Jahre 1932 wurde auch in Leipzig eine Klostergründung begonnen.

Die Oberdeutsche Provinz

1934 kamen die Dominikaner nach München und nach Freiburg i. Br. Nachdem man dem Dominikanerorden 1931 die Pfarrkirche in Augsburg-Spickel und 1932 die Wallfahrtskirche Hl. Kreuz in Augsburg übertragen hatte, entstand auch 1936 in Augsburg eine feste Niederlassung. Am 2. 2. 1939 wurde die Oberdeutsche Ordensprovinz neu gebildet. Sie umfaßte alle Klöster in Süddeutschland und Österreich — dort waren die Konvente in Wien, Graz, Friesach und Retz nie aufgehoben worden.

Die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg

Nach 1945 wurde Walberberg über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt, unter anderem, weil man den wegen der vielen im Kriege Gefallenen und Vermißten noch nicht wieder benötigten Altbau des Klosters laufend für Kurse der Erwachsenenbildung zur Verfügung stellte. Es war die unserer Zeit entsprechende Idee des Provinzials P. Laurentius Siemer (1932—1946, † 1957); unter der Leitung von P. Magister Dr. Eberhard Welty lag das Schwergewicht im sozialen Bereich. Als die eigenen Reihen sich wieder zu füllen begannen und die Bildungsarbeit der Kurse ins Größere drängte, erstellte P. Provinzial Dr. Wunibald Brachthäuser zwischen 1953 und 1956 einen großzügigen Neubau, der den stets wachsenden Bedürfnissen des Studiums und des Institutes in gleicher Weise gerecht wird. Das Generalstudium des Ordens, das für die beiden deutschen Ordensprovinzen zuständig ist, heute aber auch von ausländischen Provinzen besetzt wird, und das Walberberger Institut, das der religiösen und der sozialen Schulung und Bildung dienen soll, ergänzen sich.

In Walberberg sitzen auch die Schriftleitung der Deutschen-Thomas-Ausgabe, die von 36 geplanten Bänden bereits 23 herausbringen konnte, und die Schriftleitung der Zweimonatszeitschrift „Die neue Ordnung“, die

P. Dr. Eberhard Welty leitet. P. Magister Dr. Ephrem Filthaut ist Mitherausgeber der Werke des hl. Albert des Großen. — Seit 1950 erscheint im Albertus-Magnus-Verlag, Köln, die Monatszeitschrift „Der Gottesfreund“ und ab Mai 1960 im Verlag Hans Driewer, Essen, die Zweimonatszeitschrift „Wort und Antwort“. — Aber auch das äußere Wachstum geht weiter. 1948 wurde dem Orden die Grabeskirche des hl. Albert, die Pfarrkirche St. Andreas zu Köln, übertragen. 1951 kehrten die Dominikaner nach Braunschweig zurück, wo seit 1956 der Neubau des Konvents steht. Im gleichen Jahr begann man auch in Bielefeld und Celle.

Die ausländische Mission

Schon 1914 hatte die Provinz „Teutonia“ ein Missionsgebiet in Fukien (China) übernommen, das 1925 zur Apostolischen Präfektur und 1947 zur Diözese Tingchow erhoben wurde. Die Missionare wurden unterstützt von den Dominikanerinnen des Mutterhauses Illanz (Graubünden in der Schweiz). 1949 wurde das Gebiet kommunistisch; die Patres hielten sich aber bis 1954. 1955 gingen die meisten von ihnen mit ihrem Bischof Joh. Werner Lesinski in ein neues Gebiet nach Formosa. Ein zweites Missionsgebiet wurde 1958 in Bolivien übernommen.



Wenn heute auch viele Gemeinschaften das klösterliche und apostolische Leben zu vereinigen suchen, so hat die Geschichte dem Dominikanerorden doch eine ihm eigentümliche Note gegeben, die gerade heute auf die Jugend anziehend wirkt:

Eine eigene Liturgie, seine thomistische und mystische Tradition und das echt dominikanische Wiedererstarken des apostolischen Geistes, der immer wieder neue Wege zum Heil der Seelen sucht. (P. lect. Leopold Jäger O. P.)

DER DOMINIKANER

Wir haben uns mit der geistigen Gestalt, mit der Geschichte des Dominikanerordens beschäftigt. Jetzt liegt es auf der Hand, nach dem Menschen zu fragen, der in diesem Orden lebt, arbeitet — und von der Idee dieses Ordens geprägt wird. Die Idee eines Ordens ist nie eine Schablone — der Ordensmann bleibt immer ein Mensch, wird nicht zu einem Etwas, das seine Selbständigkeit aufgibt wie etwa glühendes Metall, das man in eine Form gießt. Erinnern wir uns an das, was über die Momente der Spannung, die notwendig mit der Idee des Dominikanerordens mitgegeben sind, gesagt worden ist! Aus der Vielzahl der Dominikaner greifen wir drei Männer heraus, auf die der Orden stolz sein kann: sie gehören zu den großen Dominikanern. Sie sind verschieden: der Theologe — der Mystiker — der Prediger. Und doch haben sie etwas gemeinsam: sie sind Söhne des hl. Dominikus, die Aufgabe ihres Lebens war die Verkündigung der Wahrheit Gottes — ihre Sorge galt dem Heil der Seelen.

THOMAS VON AQUIN

„Freund der Wahrheit“

Redlich scheint uns heute der Denker, der in seinem Fragen seine fragende Existenz zuerst in Frage stellt. Fremd und undurchsichtig mutet uns der Denker an, der von sich selbst fort auf das hinweist, was ist. Nicht zu erfassen ist er durch biographische Einzelheiten, weil er in dem aufgeht, was größer ist als er. In den letzten Jahren seines Lebens deutet Thomas, der mittelalterliche Denker und Heilige aus dem Orden der Predigerbrüder, seine Existenz im Wort Johannes des Täufers: „Wer die Braut hat, ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams, der dabei steht, freut sich herzlich über die Stimme des Bräutigams. Diese meine Freude ist mir vollauf gewährt worden. Jener muß wachsen, ich aber abnehmen“ (Jo 3, 29 f). Thomas kommentiert: „So müssen es die Menschen machen, die Freunde der Wahrheit sind. Sie sollen die ihnen zum Schutze anvertraute Braut nicht zum eigenen Nutzen und zum eigenen Ruhme gebrauchen, sondern zur Ehre und zum Ruhme des Bräutigams in Ehren hüten. Sonst wären sie nicht Freunde des Bräutigams, sondern — Ehebrecher“ (Johanneskommentar).

Das Wort des ritterlichen Mannes aus dem Geschlechte der Grafen von Aquino. Ein Franz von Assisi hatte sich der Frau Armut verschrieben. Thomas von Aquino dient der Dame Wahrheit. Sie ist dem Bräutigam — Christus dem Herrn — zueigen. So zueigen, daß Er selbst sie ist. Der Dienst an der Wahrheit ist des heiligen Thomas Nachfolge Christi. Damit vollendet er die Prägung des dominikanischen Lebens.

„Der stumme Ochs“

Ist es aber nicht vermessen, sich eines allzu vertrauten Umganges mit der Wahrheit zu rühmen? Thomas rühmte sich nicht. Einen „stummen Ochs“ nannten die Mitstudenten den massigen, schweigsamen, oft geistesabwesenden Italiener. Ein Kommilitone wollte ihm aus Mitleid bei der Repetition einer Vorlesung helfen. Thomas hört dankbar zu. Und als der andere nicht weiterkann, beginnt er in aller Ruhe fortzufahren, wiederholt die Vorlesung ganz genau und ergänzt vieles, was der Magister Albert von Köln gar nicht gesagt hatte. Dabei ist sein Blick nur auf die Sache gerichtet, um die es geht, und er merkt es gar nicht, daß er seine Begabung offenbart. Als er einige Tage darauf in einer akademischen Disputation seinen großen Lehrer in die Enge treibt, sagt er entschuldigend: „Magister, ich sehe nicht, wie ich die Frage anders hätte beantworten können!“

Thomas sucht nicht den Kampf. Aber wo es um die Wahrheit geht, nimmt er ihn auf. Einen Dreifrontenkrieg führt der Professor in Paris, dem geistigen Zentrum der Christenheit: gegen die Feinde der Bettelorden, jenen unbequemen Protest gegen den Reichtum der feudalistisch organisierten Kirche; gegen die Vertreter der „doppelten Wahrheit“, die im Namen der Philosophie dem Glauben seinen Platz im Irrationalen anweisen; gegen die innerhalb und außerhalb der eigenen Reihen mächtigen Konservativen, die im Namen des Glaubens das philosophische Ringen um Welt und Mensch verdächtigen. Das Werk des heiligen Thomas ist die Antwort auf den Anspruch eines einmaligen geschichtlichen Augenblicks; unwiederholbar geglückte Zusammenschau einer Welt, in deren Fülle und Schönheit der Schöpfer seine Größe erweist; ein Verständnis des Menschen, der von einem vornehmen Gott zur Freiheit befreit ist. „Wer die Vollkommenheit der geschaffenen Dinge schmäh, der schmäh die Vollkommenheit der göttlichen Kraft“ (Summe der Theologie).

Reden aus dem Schweigen

Thomas schaut auf die Wahrheit der Dinge und hört auf den Bräutigam der Wahrheit, dessen Freund er ist: „Es ist der Freundschaft eigen, daß der Freund dem Freunde die Geheimnisse seines Herzens offenbart. Da nämlich Freunde ein Herz und eine Seele sind, scheint der Freund gar nicht aus seinem Herzen zu entlassen, was er dem Freunde offenbart. So sagt der Herr seinen Jüngern: ‚Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern meine Freunde; denn ich habe euch alles kundgetan, was ich bei meinem Vater gehört habe‘ (Jo 15, 15).“ „Weil wir aber durch den Heiligen Geist zu Freunden Gottes gemacht werden, sagt man mit Recht, daß den Menschen die göttlichen Geheimnisse durch den Heiligen Geist offenbart werden“ (Summe gegen die Heiden / Johanneskommentar).

So oft Thomas studieren, disputieren, Vorlesung halten, schreiben oder diktieren wollte, begab er sich in die Stille des Gebets, um der göttlichen Geheimnisse inne zu werden. Der göttliche Partner in dem tiefen Zwiegespräch sendet ihn zu den fragenden und suchenden Menschen. „Wie es größer ist, zu erleuchten, als nur zu leuchten, so ist es auch größer, das in der inneren Schau Empfangene an andere weiterzuschicken, als nur selbst der Schau zu leben“ (Summe der Theologie).

(P. Dr. Paulus Engelhardt O. P.)



STUDIUM

Es ist nicht leicht — wegen der umlagernden Hindernisse — bis zum Kern der Wahrheit — in der vollkommenen, leuchtenden Gestalt der Kugel — vorzudringen für den nach oben geöffneten Menschen — im Symbol der Schale.

MEISTER ECKHART

Leben und Wirken

Um das Jahr 1260 wurde Eckhart aus dem adligen Geschlecht derer von Hochheim unweit von Gotha in Thüringen geboren. Als junger Mensch schloß er sich dem Prediger- oder Dominikanerorden an und trat als Novize in den Konvent zu Erfurt ein.

Sein Leben entfaltet sich in einer Zeit schwerer äußerer Erschütterungen. Pesthauch und Kriegslärm erfüllen die Luft. Geistliche Bannflüche mehren die Verwirrung und das Grauen jener Jahre, die auf die kaiserlose schreckliche Zeit folgen. 1309 verlegt Papst Klemens I. seine Residenz nach Avignon an der Rhone. Damit begann die sieben Jahrzehnte währende „Babylonische Gefangenschaft“ der Päpste unter dem mächtigen und nationalen Einfluß der französischen Könige.

Beim Anblick einer fragwürdig gewordenen Welt suchen die Menschen feste Ufer. Die Bedrängnis von außen treibt viele in die Nähe Gottes. Im Hunger nach einer vertieften Frömmigkeit sucht der Mensch Seelentrost und Sicherheit. Die Prediger jener Zeit hatten leichte Arbeit. Ihre Zuhörer hungerten nach dem Brot des lebendigen Wortes. Unter ihnen sehen wir Eckhart, auch „Meister Eckhart“ genannt, weil er in Paris und in Köln nacheinander einen Lehrstuhl innehatte. Über das äußere Leben Eckharts wissen wir wenig. Um so leuchtender tritt aus der Welt seiner Gedanken das innere Geheimnis dieses Mannes in unsere Nähe.

„Ein Lebemeister frommt mehr denn tausend Lesemeister!“ — dieses Wort kennzeichnet seine ganze Art. Das Leben zieht ihn mehr an als trockene Buchweisheit. Der wirkliche Mensch gilt ihm mehr als der philosophische Begriff. Dabei ist Eckhart alles andere als ein leidenschaftlicher Schwärmer oder eitler Neuerer. Er ist Theologe aus gläubiger Hingabe an die Wahrheit des Evangeliums. Er will die Seelen zur höchsten Höhe des Glaubens und der Gemeinschaft mit Gott führen. Um so erstaunlicher ist, daß bis heute, also über sieben Jahrhunderte hinweg, das Echo seiner Gedanken nachklingt.

Zu seinen Lebzeiten kümmerte es ihn wenig, wenn seine Neider und Kritiker ihm vorhielten, er überfordere seine Zuhörer und merke nicht, wie beschränkt

die Leute seien, die ihm da scharenweise nachlaufen. Eckhart wußte um dieses Urteil und sagt dazu am Schluß einer Predigt: „Wer diese Predigt verstanden hat, dem vergönne ich es wohl. Und wäre niemand hier gewesen, ich hätte sie dem Opferstock dort predigen müssen!“ In Köln, wo der Meister viele Jahre seines Lebens wirkte, gibt es ein Sprichwort: „Wer nicht gibt, was er hat, ist nicht wert, daß er lebt.“ Was seinem Geiste innerlich Besitz und Leben war und was er selbst an religiöser Erfahrung gesammelt hatte, das mußte er durch die Glut und Gewalt seiner Sprache auf andere überströmen lassen. Ihm war Gott nicht ein Name, sondern Leben in Fülle, reine Wirklichkeit, wirklicher als alles, was sich unseren Sinnen aufdrängt.

„Gott und die Seele“

Das 13. Jahrhundert kannte die Psychoanalyse nicht. Doch kennt Eckhart sich aus in der Welt der Menschenseele. Er weiß um die Hindernisse, denen Gott auf seinem Wege zum Menschen begegnet, und daß niemand Gott wirklich besitzt, der sich bloß für ihn interessiert oder sich in geistreichem Spiel der Gedanken oder Augenblicksentschlüssen gefällt. „Du gibst vor, Gott zu suchen. In Wahrheit machst du aus Gott eine Kerze, mit der du etwas anderes suchst. Und hast du es gefunden, so wirfst du die Kerze weg. Du erniedrigst den unermesslichen Gott zur melken Kuh, die man um der Milch und des Käses und eigenen Profits willen schätzt. Du tust wie jene, die, wenn es ihnen gut geht, Gott loben und ihm wohlvertrauen, wie denn etliche sagen: Ich habe zehn Malter Korn und ebensoviel Wein in diesem Jahre, ich vertraue fest auf Gott! — Ganz recht, sage ich, du hast volles Vertrauen zu dem Korn und dem Wein.“

Frömmigkeit hat es auch mit der Welt zu tun und muß sich in der Welt bewähren. „Der Mensch soll Gott in allen Dingen ergreifen!“ — erklärt Eckhart. Er sagt es sehr realistisch einmal so: „Was immer Gott zufügt, das nehme der Mensch unmittelbar von Gott und halte es für sein Bestes und sei darin ganz und völlig zufrieden. Denn mit Gott kann man nichts versäumen, sowenig Gott etwas versäumen kann.“

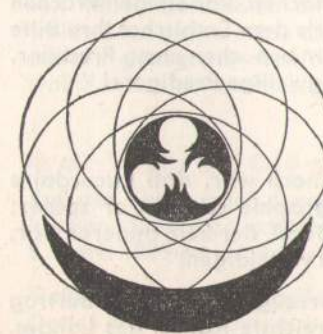
In Eckharts Augen gibt es einen untrüglichen Maßstab wirklicher Frömmigkeit. Nicht um fühlbare Andacht und Verzückung, um „Innigkeit und Jubilieren“ geht es da, sondern um die Liebe von Mensch zu Mensch im graven

Alltag dieser Welt. Der Meister sagt es sehr anschaulich: „Wäre der Mensch so in Verzückung, wie es St. Paulus war, und wüßte einen kranken Menschen, der eines Sülleins von ihm bedürfte, ich erachtete es für weit besser, du liebest aus Liebe von der Verzückung ab und dientest dem Bedürftigen in größerer Liebe.“

Meister Eckhart gehört, auch wenn sich sein Name nicht im christlichen Heiligenkalender findet, zu den fruchtbaren religiösen Geistern und Wegbereitern, deren edelste Leidenschaft „Gott und die Seele“ ist. Eine wesentliche Frömmigkeit spiegelt sich auf dem Grunde des lebendigen Wortes dieses gotterfahrenen Verkünders und gibt seinen Gedanken wunderbare Klarheit und Größe bei allem spürbaren Unvermögen seiner Sprache, das Geheimnis des Ewigen in das armselige Gefäß menschlicher Begriffe und Worte zu bannen. Daß „Gott dem Menschen groß werde“ war sein edelstes Bemühen. Ein Wort des Meisters sei an den Schluß gefügt, welches zugleich ihn selbst treffend widerspiegelt:

„Die ein gutes Leben beginnen wollen, sollen tun wie einer, der einen Kreis zieht. Hat er den Mittelpunkt des Zirkels angesetzt und steht der fest, so wird die Kreislinie gut. Das heißt mit anderen Worten: der Mensch lerne zuerst, daß sein Herz festhafte an Gott und hierdurch an allem Guten und an allen Werken des Guten zumal. Denn täte ein Mensch auch große Werke, sein Herz aber wäre unstet, es hülfe ihm wenig oder nichts.“

(P. Urban Plotzke O. P.)



MYSTIK

Nach einem Wort Meister Eckharts: „Gott ist wie ein zirkelhafter Ring; dieses Ringes Mittelpunkt ist überall und sein Umkreis irgendwo.“ Ihm hat sich der Mensch — im Symbol der Schale — ganz gegeben und geöffnet.

LACORDAIRE

Meister des Wortes

Am 12. Mai 1802 gab Napoleon Bonaparte, nach den Verfolgungsjahren der Revolution, die Kirchen wieder für den Gottesdienst frei. Am gleichen Tag kam Henri Lacordaire als Sohn einer gläubigen Arztfamilie in Recey-sur-Ource bei Dijon zur Welt. Niemand konnte damals ahnen, was dieses Kind in diesen Kirchen einmal für die religiöse Erneuerung seines Jahrhunderts bedeuten würde. Konnte es jemand vermuten, als in Paris die feurige Rednergabe des ungläubigen Juristen Lacordaire auffiel? Und dennoch, sein älterer Kollege Berryer schien es zu ahnen. Nach einem erfolgreichen Plädoyer beglückwünschte er Lacordaire mit prophetischen Worten: „...Sie werden noch zum höchsten Rang emporsteigen. ... Aber Sie bedürfen eines Jochs, mein junger Freund, und Ihr Geist bedürfte einer starken und strengen Autorität. Wissen Sie, Sie sollten Priester werden, und Sie würden bald ein ausgezeichnete Prediger sein.“

So kam es auch. Lacordaire fand den Glauben wieder. Er studierte Theologie, wurde mit 25 Jahren zum Priester geweiht und als Religionslehrer am „Collège Henri IV“ in Paris eingesetzt. 1834 beginnt seine erfolgreiche Predigertätigkeit. Den Schülern des „Collège Stanislas“ soll er religiöse „Konferenzen“ halten. Schon beim dritten Vortrag werden die Schüler nach Hause geschickt, um den Erwachsenen Platz zu machen. Vor einigen Wochen hatte die religiös interessierte Intelligenz von Paris dem Erzbischof ihre Bitte um Unterweisung im Glauben vorgetragen: „Wir brauchen einen Prediger, der uns etwas anderes bietet, als die übliche langweilige Predigerei.“

Der Prediger

Nun war dieser Prediger entdeckt. Wichtiger noch war, daß Lacordaire selber sich entdeckt hatte. In seiner Selbstbiographie schreibt er später: „Hier erhielt ich das Licht über meinen wahren Beruf, der kein anderer war, als von der Kanzel aus die Religion belehrend zu verteidigen.“

Auch Erzbischof de Quelen kam zu dieser Überzeugung, und er übertrug dem jungen Abbé die berühmteste und einflußreichste Kanzel des Landes.

Am ersten Fastensonntag 1835 begannen die aufsehenerregenden und segensreichen Konferenzen von Notre-Dame in Paris. Was Lacordaire später in seinen Lebenserinnerungen berichtet, das erlebt jetzt seine außergewöhnliche Zuhörerschaft von 6000 Männern, an ihrer Spitze der Erzbischof von Paris: „Als ich in meinem Thema und bei meinem Auditorium festen Fuß gefaßt hatte, als sich meine Brust erweitert hatte, wie es notwendig war, um eine große Menschenmenge zu beherrschen, als die Begeisterung an die Stelle der anfänglichen Ruhe getreten war, entrang sich mir einer von jenen Ausrufen, deren Ton, wenn er echt ist und aus der Tiefe des Herzens kommt, nie seine Wirkung verfehlt. Der Erzbischof erbebt augenscheinlich. Eine Blässe, die selbst meinem Auge wahrnehmbar war, überzog sein Antlitz, er erhob sein Haupt und warf mir einen Blick des Staunens zu. Ich sah, daß die Schlacht in seinem Herzen gewonnen war. Sie war aber auch gewonnen im Herzen meiner Zuhörer.“

Der Beweis war erbracht. Lacordaire ist ein Meister des Wortes, ja, ein begnadeter Prediger. Nach der Predigt teilte Erzbischof de Quelen dem 33jährigen Lacordaire mit, daß er ihn zum Ehrendomherrn ernennen werde. Aber dem erfolgreichen Prediger ging es nicht um Rang und Titel, sondern um den treuen Dienst am Wort Gottes. Dazu war er berufen. Aber war er seiner Aufgabe auch gewachsen? Obwohl bewundert und geehrt, antwortete er ehrlich: nein! Nach den ebenso erfolgreichen Fastenpredigten von 1836 überraschte er seine Zuhörer durch seinen Rücktritt. In Rom wollte Lacordaire seine asketische und theologische Bildung vertiefen. Ganz schlicht gesagt: er wollte noch mehr beten und noch mehr studieren. Er wollte innerlich wachsen, um noch mehr geben zu können.

In der Schule des Ordens

Auf der Suche nach innerer Reife, um wirksamer der Predigt dienen zu können, fand Lacordaire seine geistliche Heimat im Predigerorden. Am 9. April 1839 empfängt er das schwarz-weiße Gewand des hl. Dominikus.

Ganz geöffnet nach draußen, für die Menschen seiner Zeit, die sonst das Wort Gottes nicht erreicht, muß der Dominikaner berufsgemäß, ein Leben lang,

immer wieder hinstreben zur Fülle der göttlichen Wahrheit, mit den Mitteln der klösterlichen Zucht, des beschaulichen Lebens und des intensiven Studiums. P. Lacordaire war gewillt, sich dieser gewaltigen, aber fruchtbaren Spannung der Welt des Predigers zu unterwerfen. So wurde er immer mehr Bürger zweier Welten, Mann Gottes und Mann seiner Zeit.

Als P. Henri-Dominique Lacordaire 1841 wieder die Kanzel von Notre-Dame in Paris bestieg, war er geprägt vom Geist seiner Ordensfamilie. Für seine Zuhörer war das unverkennbar. So zeitnahe, ja, so gewagt die Themen waren, die er behandelte, z. B. „Der Beruf der französischen Nation“, so übernatürlich waren die Motive der Beweisführung, so unbestechlich die Liebe zur geschichtlichen Wahrheit, aber ohne bittere Polemik.

P. Lacordaire war ein Mann seines Jahrhunderts. Liebend beugte er sich über alle Sehnsüchte, Illusionen, Nöte und Leiden seiner Zeit. Ob es um die Ehre der Religion ging, um die Freiheit der Kirche, die Erziehung der Jugend, die Caritas, die nationalen und sozialen Fragen: immer war er dabei. Alle hochherzigen Anliegen des 19. Jahrhunderts wurden von P. Lacordaire geliebt, christlich beseelt und gedeutet. Durch seine Botschaft wurde Weltgeschichte zur Heilsgeschichte. Denn er war nicht nur geöffnet für die suchenden Menschen seiner Zeit, sondern auch ausgerichtet auf den erlösenden Gott aller Zeiten!

„Wir sind wiedergekommen“

Lange Jahre hindurch war P. Lacordaire auch Provinzial der neuen französischen Ordensprovinz. Er blieb es fast bis zu seinem Tod. Am 20. November 1861 starb er in Sorèze. Erst drei Monate zuvor, am 27. August, bat er den Ordensgeneral, seinen Rücktritt anzunehmen. Bis zum Ende seiner Kräfte setzte er die Macht seiner Persönlichkeit und die Einflußmöglichkeiten seines Amtes ein, um durch den Ausbau des Predigerordens der Predigt zu dienen. Als P. Lacordaire einst bei der Wiedereinführung seines Ordens im schwarz-weißen Gewand des hl. Dominikus über den Genfer See fuhr, bemerkte er, wie zwei Herren sich anstießen: „Schau da den Mönch; dieses Volk erhebt wieder aus seiner Asche“. Auf dieses Wort ging er ein und schrieb: „Jawohl, wir erstehen wieder! Der zornige Mann bedachte nicht,

daß das Auferstehen das klarste Zeichen der Göttlichkeit ist, seit dem Tag, da Christus von den Toten auferstand . . . Wir sind wiedergekommen, so wie die Saat ein Feld bedeckt, das der Pflug umgeworfen und der Wind des Himmels mit Samen bestreut hat. Wir sind wiedergekommen, gerufen — nicht von der Gunst der Regierung, nicht von der öffentlichen Meinung, wohl aber von jener geheimen Kraft, die alles unterstützt, was dem Reich der Wahrheit angehört. Wir sind wiedergekommen, und wir sind selber so wenig an unserer Unsterblichkeit schuld, wie die Eichel am Fuß einer alten Eiche an dem treibenden Saft schuld ist, der sie dem Himmel entgegenwachsen läßt. . . Die Mönche sind unsterblich wie die Eichen.“

(P. Pirmin M. Lenz O. P.)



PREDIGT

Wohl ausgewogen und abgerundet — im Symbol der vollkommenen Kugel — legt der Prediger Gottes Wort in den (nach oben) geöffneten Menschen — im Symbol der Schale.

AUS DEM INHALT:

	Seite
Zum Geleit	1
GESTALT UND GESCHICHTE DES DOMINIKANERORDENS	3
Fremd in dieser Welt	3
Die Idee des Dominikanerordens	3
Die verschiedenen Wege in der Kirche	4
Das neue Ideal des hl. Dominikus	5
Der Weg des hl. Dominikus	5
Der Vater der Predigerbrüder	6
Der Vater vieler Generationen	7
Warum überhaupt Gelübde?	7
Die Ausbildung des Dominikaners	9
Das Studium des Dominikanerordens	9
Maß und Ordnung sind Richtschnur im Alltag	11
Gemeinsames Beten	13
Die Helfer der Priester	14
Die Vielfalt der Tätigkeit	15
Moderne Verkündigung	16
Spannungsmomente	18
Die drei Zweige des Dominikanerordens	19
DER DOMINIKANERORDEN IN DEUTSCHLAND	21
Die schnelle Ausbreitung des Ordens	21
Der Orden in Deutschland	21
Der Dominikanerorden und die deutsche Mystik	22
Die Frömmigkeit des Volkes	22
Im Sturm der Reformation	22
Die Schwierigkeiten der nachreformatorischen Zeit	23

	Seite
Die deutsche Ordensprovinz vom 16. bis zum 18. Jahrhundert	24
Der neue Anfang	25
Die neue Provinz Teutonia	25
Die Oberdeutsche Provinz	26
Die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg	26
Die ausländische Mission	27
DER DOMINIKANER	28
Thomas von Aquin	28
„Freund der Wahrheit“	28
„Der stumme Ochse“	29
Reden aus dem Schweigen	30
Meister Eckhart	31
Leben und Wirken	31
„Gott und die Seele“	32
Lacordaire	34
Meister des Wortes	34
Der Prediger	34
In der Schule des Ordens	35
„Wir sind wiedergekommen“	36

Sitz der Provinzialoberen des Dominikanerordens im deutschsprachigen Raum:

Deutschland

a) Augsburg, Ottmargäßchen 8

b) Köln, Lindenstraße 45

Österreich

Wien I, Postgasse 4

Schweiz

Fribourg, Rue du Botzet 8

Mönche, die nicht schweigen dürfen

Diese Schrift wurde herausgegeben von den Dominikanern. Superiorum permissu.

Zeichnungen: (Symbole) Fr. Bartholomäus Pasternak O. P. (5)
(Federzeichnungen) Heinz Schroeteler, Essen (8) — Fotos: Archiv

Gesamtherstellung: W. Th. Webels, Essen

Alle Rechte vorbehalten

Hans Driewer-Verlag, Essen, 1960

